

Gedenkrede zum Tod: Nach Gadamers Tod hielt Derrida 2003 in Heidelberg eine bewegende Trauerrede unter dem Titel „Der ununterbrochene Dialog“.

diese Gedenkrede war ein ganz besonderes Ereignis in der Philosophiegeschichte:

- **Anlass und Ort:** Derrida hielt die Festrede im **Februar 2003** auf der offiziellen akademischen Gedenkfeier der Universität Heidelberg zum ersten Todestag Gadamers.
- **Der Titel und das Buch:** Unter dem Titel ***Der ununterbrochene Dialog*** erschien die Rede 2004 zusammen mit Texten Gadamers als Buch im Suhrkamp Verlag. Der französische Originaltext von Derrida trug den Titel *Béliers* (dt. „Widder“) mit dem Untertitel *„Ununterbrochener Dialog – Zwischen zwei Unendlichkeiten, das Gedicht“*.
- **Inhalt der Rede:** Derrida interpretierte vor allem ein Gedicht von Paul Celan („*Große, glühende Wölbung*“). Er nutzte die Poesie, um über den Abschied, die Endlichkeit des Lebens und die Grenzen des Verstehens nachzudenken.

Das Besondere daran war die philosophische Versöhnung: Obwohl Derrida und Gadamer jahrzehntelang über die Frage stritten, ob Verstehen überhaupt möglich ist (Gadamer glaubte an das Gelingen von Verständigung, Derrida an das unumgängliche Missverständnis), zeigte Derrida in der Rede, dass ihr Streit selbst eine tiefe Form der Verbundenheit war. Der Tod beendete das Gespräch nicht, sondern führte es in der Erinnerung als „ununterbrochener Dialog“ fort

Das Gedicht von Paul Celan (aus dem Band *Atemwende*, 1967) lautet im Originaltext:

Große, glühende Wölbung

mit dem sich

hinaus- und hinweg-

wühlenden Schwarzgestrir-Schwarm:

der verkieselten Stirn eines Widders

brenn ich dies Bild ein, zwischen

die Hörner, darin,

im Gesang der Windungen, das

Mark der geronnenen

Herzmeere schwillt.

Wo-

gegen

rennt er nicht an?

Die Welt ist fort, ich muß dich tragen.

Paul Celans Gedicht „Große, glühende Wölbung“ verarbeitet die Erfahrung eines totalen Weltverlusts – geprägt durch das Trauma des Holocaust – und mündet in dem Appell einer **radikalen, individuellen Verantwortung** für den Mitmenschen.

1. Das kosmische Bedrohungsszenario (Strophe 1)

Die „große, glühende Wölbung“ zeichnet das Bild eines brennenden oder bedrohlichen Himmelszeltes. Der paradoxe Begriff des „**Schwarzgestirn-Schwarms**“ verbindet Lichtspender (Gestirne) mit Finsternis und Zerstörung. Celan etabliert hier eine Welt, in der die kosmische und gesellschaftliche Ordnung aus den Fugen geraten ist und das Licht erloschen ist.

2. Der Widder als Schmerzens- und Opfersymbol (Strophe 2)

Der Widder trägt mehrere Bedeutungsebenen:

- **Biblische Bezüge:** Er erinnert an das Stellvertreter-Opfer bei der Bindung Isaaks im Alten Testament sowie an das *Schofar* (Widderhorn), das im Judentum zur Einkehr, Mahnung und Klage geblasen wird.
- **Versteinerung und Trauma:** Die Stirn des Widders ist „**verkieselt**“ – sie ist versteinert und verhärtet, um den schrecklichen Anblick der Welt überhaupt ertragen zu können.
- **Gestauter Schmerz:** In den Hörnern schwillt das „Mark der geronnenen / Herzmeere“. Es ist das Bild von erstarrtem Blut, gestauter Trauer und den verinnerlichten Schrecken der Opfer.

3. Die Ohnmacht des Anrennens (Strophe 3)

Die graphische Trennung des Wortes „**Wo- / gegen / rennt er nicht an?**“ spiegelt die Zerrissenheit wider. Das isolierte Wort „gegen“ betont den Widerstand. Der Widder versucht verzweifelt und vergeblich, gegen das Unabänderliche, den Tod und das Vergessen anzukämpfen.

4. Der Höhepunkt: Existenzielle Verantwortung (Strophe 4)

„Die Welt ist fort, ich muß dich tragen.“

Diese Schlusszeile gehört zu den berühmtesten der Nachkriegslyrik:

- **Der totale Weltverlust:** „Die Welt ist fort“ bedeutet, dass keine äußere Ordnung, keine Kultur, keine Religion und kein Staat mehr Halt bietet. Das Fundament der Menschlichkeit ist kollabiert.
- **Das Tragen des Anderen:** Wenn die Welt als schützender Raum nicht mehr existiert, bleibt nur noch das „Ich“ und das „Du“. Das Ich übernimmt die Pflicht, den Anderen zu stützen, zu retten oder – im Falle seines Todes – sein Andenken stellvertretend weiterzuleben.

Der Bezug zu Jacques Derrida und Gadamer

Derrida wählte dieses Gedicht für seine Gedenkrede, weil es den Kern des Trauerns trifft: Wenn ein Mensch stirbt, geht mit ihm eine ganze Welt unter. Für den Überlebenden bedeutet das: **„Ich muss dich tragen.“** Derrida sah im philosophischen Dialog zwischen ihm und Gadamer genau dieses Prinzip – den anderen in seiner Andersartigkeit anzuerkennen, ihm zuzuhören und ihn über den Tod hinaus im eigenen Denken mitzunehmen.

Jacques Derridas Philosophie der Trauer kreist um das ethische Paradoxon, dass der Tod eines Menschen den Untergang einer ganzen, einzigartigen Welt bedeutet – eine Welt, die der Überlebende fortan in sich weitertragen muss, ohne sie sich anzueignen.

In seinen Spätwerken zur Trauer – allen voran der Sammlung *Chaque fois unique, la fin du monde* („Jedes Mal einzigartig, das Ende der Welt“) und der Gedenkrede auf Gadamer (*Béliers*) – entwickelt Derrida die Celan-Zeile „Die Welt ist fort, ich muß dich tragen“ entlang dreier zentraler Gedanken:

1. Der Tod als Ende einer Welt Für Derrida ist ein Mensch nicht einfach nur ein Objekt in der Welt. Jeder Mensch trägt seinen eigenen Blick, seine eigene Sprache und seine Beziehungen in sich – er *ist* eine Welt. Stirbt ein nahestehender Mensch, geht für den Überlebenden nicht bloß ein Element innerhalb der Realität verloren, sondern der Bezugsrahmen bricht komplett zusammen. Die Aussage „Die Welt ist fort“ beschreibt diese absolute Schutzlosigkeit: Es gibt kein Fundament mehr außerhalb der Beziehung zwischen dem „Ich“ und dem verstorbenen „Du“.

2. Das Unmögliche der Trauer (Das Paradox des Tragens) Das Verb „tragen“ (*porter*) stellt den Überlebenden laut Derrida vor eine unlösbare ethische Aufgabe:

- **Die Gefahr der Vereinnahmung:** Wenn wir den Verstorbenen in unsere Erinnerung aufnehmen und ihn gedanklich in uns weiterleben lassen, machen wir ihn zu einem Teil von uns selbst. Das ist nach Derrida eine Form von narzisstischer Aneignung: Wir tilgen die Fremdheit des anderen und lassen nur unser Bild von ihm übrig.
- **Die Gefahr des Verlassens:** Lassen wir den Verstorbenen jedoch radikal außerhalb von uns, überlassen wir ihn der Kälte und dem Vergessen.
- **Die Lösung:** Echtes „Tragen“ bedeutet für Derrida, die Verantwortung für den anderen zu übernehmen, ihn in sich zu bewahren, aber gleichzeitig seine **Andersartigkeit und Unverfügbarkeit** zu respektieren. Man trägt jemanden wie eine Last oder ein Geheimnis, das man nie ganz entschlüsseln kann.

3. Der „ununterbrochene Dialog“ mit Gadamer In seiner Rede auf Gadamer wendet Derrida dieses Prinzip direkt auf ihre philosophische Beziehung an. Gadamer vertrat die Ansicht, dass im echten Gespräch eine Verständigung („Horizontverschmelzung“) möglich sei. Derrida hingegen betonte stets das Unübersetzbare und das unvermeidliche Missverständnis.

Durch Gadamer's Tod verlagerte sich dieser Streit: Der lebendige Partner konnte nicht mehr antworten. Derrida zeigte in seiner Rede, dass das „Tragen“ Gadamer's darin besteht, den Dialog **einseitig und dennoch treu** weiterzuführen. Indem Derrida Gadamer's Texte liest, zitiert und auf sie antwortet, bleibt das Gespräch ununterbrochen – nicht, weil man sich einig geworden wäre, sondern weil die Verantwortung für das Wort des anderen über dessen Tod hinausreicht.

Für Jacques Derrida ist die Aussage „Die Welt ist fort“ keine literarische Übertreibung, sondern eine präzise ontologische Beschreibung: Mit dem Tod eines Menschen geht nicht bloß ein Objekt *innerhalb* der Welt verloren, sondern eine gesamte, einzigartige **Welt an sich** bricht zusammen.

1. Absage an die „Behälter-Welt“

In einem naturwissenschaftlichen oder alltäglichen Verständnis ist die Welt ein großer, objektiver Behälter. Stirbt ein Mensch, entweicht ein Element aus diesem Behälter. Das System als Ganzes bleibt bestehen, und die Welt dreht sich unbeeindruckt weiter.

Derrida bricht radikal mit dieser Vorstellung. Anknüpfend an die Phänomenologie versteht er Welt nicht als neutralen Raum, sondern als etwas, das erst durch den Blick, die Sprache, das Empfinden und die Beziehungen eines einzelnen Bewusstseins entsteht. **Jedes Subjekt spannt sein eigenes Universum auf.** Welt existiert immer nur als interpretierte, erlebte und geteilte Wirklichkeit.

2. Die Radikalität des „Chaque fois unique“

In seiner Schriftensammlung *Chaque fois unique, la fin du monde* („Jedes Mal einzigartig, das Ende der Welt“) führt Derrida aus, dass der Tod deshalb absolut ist.

- **Keine Verrechenbarkeit:** Tode lassen sich nicht arithmetisch zusammenzählen. Wenn von Milliarden Menschen einer stirbt, geht nicht ein winziger Bruchteil der Welt verloren. Es stirbt eine **ganze, unendliche Welt**.
- **Das Verlöschen einer Perspektive:** Mit dem Verstorbenen verschwindet die einzigartige Weise, wie dieser Mensch das Licht gesehen, Sprache geformt, Erinnerungen gewoben und Zusammenhänge verknüpft hat. Dieser spezifische Kosmos ist unwiederbringlich ausgelöscht.

3. Die Last des Überlebenden: Das implodierte Universum

Für den Hinterbliebenen bedeutet dieser Weltuntergang eine fundamentale Orientierungslosigkeit.

- **Der Verlust des gemeinsamen Raums:** Ein Großteil der eigenen Welt existierte nur *im Bezug* auf den anderen – durch gemeinsame Codes, Blicke, Witze und Erinnerungen. Stirbt der andere, bricht dieses gemeinsame Beziehungsgefüge weg.

- **Das Tragen der Trümmer:** Weil die Welt des Verstorbenen nicht mehr da draußen existiert, implodiert sie in den Überlebenden hinein. Der Verstorbene hat keinen Ort mehr in der Welt, außer im Denken des Hinterbliebenen. Der Satz „*Die Welt ist fort, ich muß dich tragen*“ drückt genau diese Last aus: Der Überlebende wird zum einzigen Träger und Zeugen einer Welt, die es objektiv nicht mehr gibt.

Derrida zeigt damit, dass Trauer kein psychologischer Zustand ist, den man einfach „verarbeitet“, sondern eine **ethische Erschütterung**: Man steht vor den Trümmern eines untergegangenen Universums und trägt die Verantwortung, das Andenken an dieses Universum zu bewahren, ohne es durch eigene Projektionen zu verfälschen.

Sigmund Freud und Jacques Derrida vertreten zwei grundlegend gegensätzliche Modelle der Trauer. Während Freud die Trauer als einen verarbeitbaren psychischen Prozess versteht, sieht Derrida in der Idee einer „erfolgreichen“ Trauerarbeit ein ethisches Problem.

1. Freuds Modell: Die „Trauerarbeit“ als Ablösung

In seiner berühmten Schrift *Trauer und Melancholie* (1917) definiert Freud die Trauer als eine funktionale Arbeit der Psyche:

- **Der Zweck:** Die Psyche muss anerkennen, dass das geliebte Objekt nicht mehr existiert. Schritt für Schritt zieht das Ich seine emotionale Energie (Libido) von dem Verstorbenen ab.
- **Das Ziel:** Eine „gelungene“ Trauerarbeit führt dazu, dass das Ich wieder frei und ungehemmt wird. Der Verstorbene wird verinnerlicht (introjiert), die Bindung wird gelöst, und der Trauerprozess findet ein **definitives Ende**.

2. Derridas Kritik: Die Gewalt der „gelungenen“ Trauer

Derrida bricht radikal mit dieser psychoanalytischen Zielsetzung. Für ihn ist Freuds Ideal der „gelungenen Trauer“ eine Form von **egoistischer Vereinnahmung**:

- **Die zweite Tötung:** Wenn wir die Trauer erfolgreich abschließen und wieder vollkommen zu uns selbst zurückkehren, haben wir den Verstorbenen in unser eigenes Ich verdaut. Wir haben seine Fremdheit gelöscht und ihn zu einem bloßen Teil unserer eigenen Psyche gemacht. Derrida nennt diese vollständige Einverleibung eine symbolische **zweite Tötung des Anderen**.
- **Der Narzissmus der Heilung:** Das Streben, nach dem Verlust wieder „ganz“ zu werden, ist für Derrida ein narzisstischer Reflex, der den Toten instrumentalisiert, um das eigene Wohlbefinden wiederherzustellen.

3. Derridas Alternative: Die „unmögliche Trauer“

Derrida fordert stattdessen eine Trauer, die sich der Heilung verweigert – eine Trauer, die im freudschen Sinne **scheitern muss**:

- **Die Offenhaltung der Wunde:** Echtes Gedenken bedeutet, die Wunde des Verlusts nicht zuzunähen. Der Schmerz über den Weltuntergang des Anderen soll nicht „wegtherapiert“ werden.
- **Der Gast im eigenen Ich:** Den Anderen zu „tragen“ heißt für Derrida, ihm in sich selbst einen Ort einzuräumen, an dem er **fremd und unbegreiflich bleiben darf**. Der

Verstorbene wird nicht in die eigene Identität assimiliert, sondern bleibt als eine unverfügbare Stimme im Inneren präsent.

Während Freud die Trauer also als eine Heilungsaufgabe versteht, an deren Ende die Befreiung des Ichs steht, ist Trauer für Derrida eine **unendliche ethische Pflicht**: Wir bleiben dem Verstorbenen gegenüber verantwortlich und tragen die Trümmer seiner Welt weiter, ohne je damit „fertig“ zu werden.

Für Jacques Derrida sind Kunst und Literatur keine statischen Denkmäler, die Vergangenes abschließen oder konservieren, sondern **spektrale Räume der Unruhe**: Texte und Kunstwerke bewahren das Wort des Toten, ohne es jemals stillzulegen oder endgültig aufzulösen.

1. Schrift als Überleben und Gespenst (*Hauntologie*)

In Werken wie *Marx' Gespenster* (*Spectres de Marx*) führt Derrida aus, dass jeder geschriebene Text von Natur aus geisterhaft ist. Wenn eine Dichterin oder ein Philosoph schreibt, löst sich das Gesagte von der physischen Gegenwart des Autors.

- **Das Überleben im Text:** Die Schrift überlebt ihren Schöpfer. Wenn wir heute Texte von Platon, Celan oder Gadamer lesen, spricht ein Toter zu uns.
- **Gastfreundschaft für Gespenster:** Das Lesen eines literarischen Textes ist für Derrida ein Akt der Gastfreundschaft gegenüber den Toten. Der Text verlangt von uns, ihm eine Stimme zu verleihen und ihn in der Gegenwart „zu tragen“, ohne ihn jemals vollkommen zu besitzen.

2. Kritik des monumentalen Kunstbegriffs

Klassische Kunst – wie etwa ein steinernes Denkmal oder ein pompöses Grabmal – versucht oft genau das, was Freud unter gelungener Trauer verstand: Sie stellt das Vergangene an einen festen Ort, schließt die Wunde und signalisiert der Gesellschaft, dass die Trauer damit abgeschlossen ist.

Derrida bevorzugt eine Dichtung und Kunst, die sich dieser Abgeschlossenheit widersetzt:

- **Das Fragmentarische:** Echte Literatur verweigert sich einer eindeutigen Interpretation. Sie bleibt eine offene Wunde im Text.
- **Die Bewahrung des Geheimnisses:** Kunst darf das Geheimnis des Anderen nicht auflösen. Ein Gedicht wie das von Paul Celan erklärt die Welt nicht, sondern bezeugt ihren Verlust. Es zwingt den Leser, mit den Brüchen, Leerstellen und Unverständlichkeiten zu leben.

3. Lektüre als unendliche Trauerarbeit

Das Interpretieren von Literatur gleicht für Derrida dem ethischen Prozess der Trauer:

- **Gegen die Aneignung:** Wer ein Gedicht so liest, als gäbe es nur *eine* endgültige Übersetzung oder Bedeutung, begeht dieselbe Gewalt wie bei der freudschen Trauer – man unterwirft das Werk der eigenen Logik.
- **Verantwortung beim Lesen:** Ein Kunstwerk wahrhaft zu würdigen bedeutet, es immer wieder neu zu lesen, seine Vieldeutigkeit anzuerkennen und den Dialog nie

abzubrechen. Literatur ist ein Übungsfeld für das ethische Zusammenleben mit dem, was fremd, vergangen oder ungreifbar bleibt.

Das Lesen wird bei Derrida somit selbst zu einer Praxis der unvollendbaren Trauer: Es geht nie darum, das Buch zuzuschlagen und zu erklären, man habe das Werk nun „gelöst“, sondern im fortlaufenden Interpretieren Verantwortung für die unverfügbare Stimme des Anderen zu übernehmen.

Jacques Derrida hat seine Philosophie nicht nur theoretisch beschrieben, sondern in der Form seiner Texte **performativ vollzogen**. Seine verschlungene, oft als labyrinthartig oder literarisch empfundene Schreibweise ist die direkte Konsequenz seines Denkens über Sprache, Abwesenheit und das Erbe der Toten.

1. Die Verweigerung des Schlusspunkts (Aufschub statt Abschluss) So wie Derrida das Konzept einer „gelungenen“, d. h. abgeschlossenen Trauer ablehnt, verweigert er auch in seinen Texten die klassische philosophische Synthese. Seine Sätze sind von verschachtelten Nebensätzen, Klammern und Vorbehalten durchzogen. Er verögert das finale Urteil, weil eine vorschnelle Definition den Gegenstand vereinnahmen und glätten würde. Der Text bleibt unruhig und verweigert die einfache Konsumierbarkeit – genau wie eine nicht vernarbte Wunde.

2. Das Aufbrechen des Textes (Vielstimmigkeit und Fußnoten) Um den Stimmen der Vergangenheit – den „Gespenstern“ – Raum zu geben, bricht Derrida die monologische Form des akademischen Traktats auf:

- **Spalten-Texte:** In seinem Werk *Glas* (1974) druckte er zwei völlig unterschiedliche Texte in zwei parallelen Spalten nebeneinander – links eine Abhandlung über Hegel, rechts über den Dichter Jean Genet. Der Leser kann den Text nicht linear konsumieren, sondern muss ständig hin- und herspringen.
- **Wuchernde Marginalien:** In vielen seiner Schriften nehmen Fußnoten und Randbemerkungen mehr Platz ein als der Haupttext. Das Verdrängte, Randständige und Zitierte übernimmt die Regie. Der Autor tritt als alleiniger Herrscher über den Text zurück und wird zum Gastgeber für andere Stimmen.

3. Wortspiele und Neologismen als Schichten der Erinnerung Derrida nutzt Wortspielereien und sprachliche Verschiebungen (wie die berühmte Erfindung der *Différance* mit „a“) keineswegs als artistische Spielerei. Für ihn trägt jedes Wort die **Spur** seiner Geschichte und früherer Kontexte in sich. Indem er Wörter zerlegt und etymologische Verwandtschaften freilegt, macht er hörbar, dass wir nie in einer „reinen“ Gegenwart sprechen, sondern immer das Sprachmaterial derer wiederholen und verändern, die vor uns da waren.

4. Die Auflösung der Grenze zwischen Theorie und Autobiografie In seinen späten Texten (etwa in *Circonflexion / Zirkumfession*) verwischt Derrida die Grenze zwischen abstrakter Philosophie und intimer Trauerarbeit. Er schreibt über das Sterben seiner Mutter, seine eigene Sterblichkeit und die Verluste seiner Freunde (wie Paul de Man, Jean-François Lyotard oder Emmanuel Levinas). Die Theorie wird hier zum persönlichen Bekenntnis: Derrida demonstriert, dass echtes Denken immer aus einer Verwundbarkeit und aus der Konfrontation mit dem Verlust erwächst.

Seine verschlungene Schreibweise ist somit eine Absage an die Illusion, man könnte die Welt oder den Anderen mit Begriffen „beherrschen“. Sie ist der Versuch, eine Sprache zu sprechen, die den Anderen nicht festlegt, sondern ihm seine Unverfügbarkeit lässt.

Jacques Derridas Nachrufe und Grabreden – größtenteils gesammelt im Band *Chaque fois unique, la fin du monde* (dt. *Jedes Mal einzigartig, das Ende der Welt*) – überführen seine Trauerphilosophie direkt in die Praxis des gesprochenen Worts.

Für Derrida stellte jede Grabrede ein unlösbares grammatikalisches und ethisches Dilemma dar:

- Spricht man **über** den Verstorbenen in der dritten Person („Er war...“), macht man ihn zum verobjektivierten Gegenstand der Vergangenheit.
- Spricht man **anstelle** des Verstorbenen, raubt man ihm seine Stimme und begeht eine formale Anmaßung.

Wie Derrida dieses Dilemma bei zwei seiner engsten Denkweggefährten gelöst hat, zeigt die Funktionsweise seines Stils:

1. Emmanuel Levinas: *Adieu à Emmanuel Lévinas* (1995)

Emmanuel Levinas war der Philosoph, der die Philosophie als primär ethische Beziehung zum „Anderen“ neu begründete. Bei Levinas' Beerdigung stand Derrida vor der Aufgabe, über genau den Mann zu sprechen, der ihn gelehrt hatte, das Antlitz des Anderen nicht zu vereinnahmen.

- **Das Wort „Adieu“:** Derrida baut seine gesamte Rede um das französische Wort *Adieu* auf. Es ist einerseits der alltägliche Abschiedsgruß, bedeutet wörtlich aber auch *à Dieu* („zu Gott“). Derrida nutzt diese Doppelung: Das *Adieu* ist kein endgültiger Schlusstrich, sondern die Anbefehlung des Anderen an das Unendliche.
- **Der Wechsel der Pronomen:** Derrida beginnt die Rede vor der Trauergemeinde im klassischen Vortragston („Emmanuel Levinas hat uns gelehrt...“), bricht diesen Gestus jedoch unvermittelt ab und geht in die direkte **Du-Anrede** an den Leichnam über: „*Danke, Emmanuel.*“ Durch diesen grammatikalischen Bruch holt er den Verstorbenen als spukenden Zuhörer zurück in den Raum. Er spricht nicht *über* ihn, sondern tritt in einen zwiespältigen Dialog mit ihm.

2. Paul de Man: *Memoires: for Paul de Man* (1984)

Nach dem Tod des Literaturtheoretikers Paul de Man hielt Derrida eine Reihe von Gedenkvorlesungen. Die Situation war doppelt belastend, da kurz nach de Mans Tod dessen jugendliche Kollaborationsartikel aus dem Zweiten Weltkrieg auftauchten und eine heftige Debatte entfachten.

- **Die Verweigerung der Ehrenrettung:** Derrida nutzte die Grabrede nicht für eine glatte Verteidigung oder eine pauschale Verurteilung. Stattdessen analysierte er de Mans eigene Texte zur Dekonstruktion und Erinnerung.
- **Das Zitat als Gastfreundschaft:** Derrida trat als Autor in den Hintergrund und überließ dem Verstorbenen den Großteil der Redezeit, indem er seitenlange Abschnitte aus de Mans Werken vorlas. Derrida verstand das Zitieren als Akt der Gastfreundschaft: Der Überlebende stellt seine eigene physische Stimme zur

Verfügung, damit der Tote durch sie sprechen kann – mit all den Widersprüchen, die dessen Texten innewohnen.

Charakteristische Merkmale von Derridas Nachrufen

- **Die öffentlich gemachte Scham:** Derrida thematisiert in fast jeder Grabrede die Peinlichkeit des Sprechenden. Er hinterfragt laut im Text, ob seine Trauerrede nicht letztlich nur der Selbstdarstellung des Überlebenden dient, und legt diese Wunde vor den Zuhörern offen.
- **Das Zittern der Zeitformen:** Er wechselt ständig zwischen Vergangenheit (Was der Verstorbene tat), Gegenwart (Was sein Text jetzt gerade tut) und Zukunft (Was er uns noch zu sagen haben wird).

In all diesen Reden wird die Grabrede selbst zum Experiment: Sie versucht, dem Verstorbenen die Treue zu halten, indem sie ihn eben nicht in einem festen Porträt erstarren lässt, sondern seine Stimme als unruhig tastendes Echo in der Gegenwart weiterwirken lässt.

In seinen letzten Lebensjahren – insbesondere nach seiner Krebsdiagnose 2003 bis zu seinem Tod im Oktober 2004 – wendete Jacques Derrida seine Philosophie des Überlebens und der Trauer direkt auf die eigene Existenz an. Aus der theoretischen Auseinandersetzung wurde eine persönliche Konfrontation mit der eigenen Endlichkeit.

1. Das Geständnis der Unerziehbarkeit („Apprendre à vivre enfin“)

In der Philosophiegeschichte galt seit Sokrates und Montaigne der Grundsatz: *Philosophieren heißt sterben lernen*. In seinem letzten großen Interview, das im August 2004 in der Zeitung *Le Monde* erschien (später als Buch *Apprendre à vivre enfin* / „Schließlich lernen zu leben“ veröffentlicht), widersprach Derrida dieser Tradition vehement.

- **Das Nichteinverstandensein mit dem Tod:** Derrida gestand ein, dass er das Sterben trotz einundsiebzig Lebensjahren und jahrzehntelanger theoretischer Arbeit nicht gelernt habe. Er bezeichnete sich selbst als „unerziehbar“ in dieser Hinsicht.
- **Die Intensität des Lebens:** Derrida betonte, dass seine Unfähigkeit, den Tod zu akzeptieren, nicht aus einer neurotischen Angst resultierte, sondern aus einer kompromisslosen Liebe zum Leben. Je näher das Ende rückte, desto unerträglicher erschien ihm der Gedanke des Verlöschens jeder einzelnen Erfahrung.

2. Das Konzept der *Survie* (Das Überleben als Grundstruktur)

Für Derrida war das „Überleben“ (*sur-vivre*) kein bloßes biologisches Weiterexistieren nach einer Katastrophe, sondern die Grundbedingung von Geist und Kultur:

- **Die Schrift als Überleben:** Alles, was wir schreiben, denken oder gestalten, ist von vornherein darauf angelegt, uns zu überleben. Wenn wir einen Satz aufschreiben, funktioniert dieser Satz auch dann noch, wenn wir tot sind. Schreiben bedeutet für Derrida immer schon, das eigene Überleben zu organisieren und sich als künftiges „Gespenst“ in die Zukunft einzuschreiben.
- **Das Erbe abtreten:** Derrida wusste, dass sein umfangreiches Werk nach seinem Tod der Interpretation anderer ausgeliefert sein würde. Er akzeptierte, dass er die Kontrolle über seine Texte verlieren musste – sie würden von künftigen Lesern weitergetragen, verändert und dekonstruiert werden.

3. Die doppelte Regung: Melancholie und Bejahung

In seinen späten Aufzeichnungen lässt sich eine charakteristische Spannung beobachten:

- Einerseits spürte er eine tief sitzende **Melancholie**: Das Bewusstsein, dass mit seinem Tod eine ganze Welt – seine Erinnerungen an Algier, seine Freunde, seine spezifische Sprache – untergehen würde (ganz im Sinne seiner These: „Die Welt ist fort“).
- Andererseits pflegte er ein radikales „**Oui, oui**“ (ein doppeltes Bejahen): Eine unbedingte Bejahung dessen, was kommt – des unvorhersehbaren Ereignisses, der Zukunft und der nachfolgenden Generationen.

4. Die Abschiedsworte an der Grabstätte

Derrida verstarb am 9. Oktober 2004. Auf der Beerdigung in Ris-Orangis bei Paris gab es auf seinen Wunsch hin keine langen akademischen Würdigungen oder religiösen Riten. Stattdessen las sein Sohn Pierre eine kurze Botschaft vor, die Derrida kurz vor seinem Tod verfasst hatte:

„Segnet euch, dankt euch. Lächelt mir zu, wie ich euch zulächeln würde, wo immer ich bin. Zieht immer das Leben vor und feiert unaufhörlich das Überleben.“

Mit diesen Zeilen schloss sich der Kreis zu seinem Denken: Der Tod wird nicht schönrednerisch verklärt, aber die Hinterbliebenen werden aufgefordert, die Verantwortung für das Leben weiterzutragen – im ständigen Bewusstsein der Spuren, die der Andere hinterlassen hat.

Die Reaktionen auf den Tod von Jacques Derrida im Oktober 2004 machten deutlich, wie sehr sein Werk das globale Denken verändert hatte – selbst bei ehemaligen intellektuellen Gegenspielern. Die Würdigungen spiegelten genau die Themen wider, über die Derrida zeit seines Lebens nachgedacht hatte: Freundschaft, Versöhnung, die Kunst des Lesens und das Weiterwirken von Stimmen nach dem Tod.

Jürgen Habermas: Von Rivalen zu intellektuellen Verbündeten

Die Reaktion von Jürgen Habermas war besonders symbolträchtig, da die beiden Philosophen jahrzehntelang als die zwei Pole der westlichen Philosophie galten (Habermas als Vertreter der kommunikativen Vernunft, Derrida als Meister der Zersetzung und Dekonstruktion).

- **Die Spätversöhnung:** Nach den Anschlägen vom 11. September 2001 näherten sich beide an. Sie veröffentlichten gemeinsam das Buch *Philosophie in Zeiten des Terrors* (2003) sowie ein Plädoyer für ein gemeinsames, demokratisches Europa.
- **Das Urteil zum Tod:** Habermas drückte nach Derridas Tod ein tiefes Gefühl des Verlusts aus. Er würdigte ihn als einen der bedeutendsten Denker der Epoche und hob hervor, dass Derridas Dekonstruktion keineswegs ein nackter Nihilismus war, sondern von einem leidenschaftlichen Impuls für Gerechtigkeit, Demokratie und die Rechte des Anderen angetrieben wurde.

Judith Butler: Der Lehrer der Lektüre und der Trauer

Die feministische Philosophin Judith Butler, deren Werk (*Gender Trouble*) stark von Derridas Sprachphilosophie geprägt ist, verfasste einen viel beachteten Nachruf für die *London Review of Books*:

- **„Einer der Größten des 20. Jahrhunderts“:** Butler schrieb, es sei unbestreitbar, dass Derrida zu den bedeutendsten Denkern des 20. Jahrhunderts gehöre.
- **Lernen, wie man liest:** Butler wandte Derridas eigene Theorie der Trauer auf seinen Tod an. Sie betonte, Derrida habe einer ganzen Generation von Denkern nicht nur gelehrt, *wie man liest* (nämlich mit Blick auf die Lücken, Spannungen und Verdrängungen eines Textes), sondern auch, wie man Schulthemen, Erbe und Verlust ethisch trägt, ohne den Verstorbenen einfach glattzubügeln.

Hélène Cixous und Jean-Luc Nancy: Die französische Weggefährtschaft

Aus Derridas engstem Umfeld meldeten sich enge Vertraute zu Wort:

- **Hélène Cixous:** Die Dichterin und Denkerin, die über Jahrzehnte eng mit Derrida befreundet war, beschrieb seinen Tod als einen unersetzlichen Riss in der Sprache selbst. Sie stellte heraus, wie sehr Derridas Denken an die physische Existenz, das Lächeln, die Stimme und die Feinheiten der französisch-algerischen Sprache gebunden war.
- **Jean-Luc Nancy:** Nancy betonte das Konzept der *Survie* („Überleben“). Für ihn war Derridas Tod kein Schlusspunkt, sondern der Übergang seiner Schriften in einen Zustand der permanenten Unruhe, in dem künftige Leser gezwungen sind, Verantwortung für seine Texte zu übernehmen.

Der allgemeine Tenor der internationalen Denkerwelt fasste zusammen, dass mit Derridas Tod die Ära des französischen Poststrukturalismus (nach dem Tod von Foucault, Deleuze und Lyotard) ihr endgültiges Ende gefunden hatte, sein Werk jedoch als Werkzeugkasten für das Denken des 21. Jahrhunderts fortbesteht.